

Manuel Franzmann / Christian Pawlytta

Die Blutspende als Beitrag zum Gemeinwohl.

Auswertung von im Rahmen eines städtischen Blutspendetermins im Ruhrgebiet erhobenen offenen Kurzinterviews zur Motivation von Blutspendern

Die vorliegende kurze Studie zur Blutspende als Gemeinwohlbeitrag ist Teil einer größeren fallrekonstruktiven Untersuchung zur alltäglichen Solidaritätsbereitschaft.¹ Der Schwerpunkt dieser Untersuchung lag auf der Rekonstruktion von biographischen Interviews, die nach dem Kriterium maximaler Kontrastivität ausgewählt wurden. Ziel dieses Vorgehens war es, sich von den in ihrer biographischen Totalität betrachteten Fällen in größtmöglicher Unvoreingenommenheit die existierenden Formen von Solidarität und Gemeinwohlbindung aufzeigen zu lassen. Bei der vorliegenden Studie haben wir zur Ergänzung dieses Vorgehens eine andere Verfahrensweise gewählt. Wir haben uns von vornherein eine bestimmte alltägliche solidarische Praxis ausgesucht und im Jahr 2002 bei einem städtischen Blutspendetermin im Ruhrgebiet Blutspender in kurzen Interviews selektiv nach ihren Beweggründen zur Blutspende gefragt. Daß diese Studie separat und nicht als Teil der Gesamtuntersuchung erscheint, hat zwei Gründe. Zum einen handelt es sich bloß um eine Ergänzungsstudie, die sich in Anlage, Durchführung und Ausarbeitung auch auf ein abkürzendes Verfahren beschränken mußte. Zum anderen waren wir gezwungen, bei der Veröffentlichung der Ergebnisse der Hauptuntersuchung Platz zu sparen, und es lag am nächsten, die vorliegende Ergänzungsstudie auszugliedern.

Was hat uns dazu bewogen, speziell die Blutspende als alltäglicher solidarischer Praxis ins Auge zu fassen? Die unentgeltliche Blutspende, auf der hier das Augenmerk liegt und die die Blutspendepraxis in Deutschland absolut dominiert, ist eine *freiwillige* solidarische Praxis, die auf ein hohes Maß an Verantwortungsbewußtsein bei den Bürgern angewiesen ist. Zwar ist sie im Prinzip von jedem Erwachsenen, der die gesundheitlichen Voraussetzungen erfüllt, moralisch *erwartbar*. Trotzdem ist sie im hohen und zunehmenden Maße auf Freiwilligkeit angewiesen, was sie zu einem interessanten Fall von intrinsisch motivierter Solidarität im engen Sinne des Zusammenstehens in Notlagen macht, an dem sich insbesondere die Problematik einer solidarischen Praxis unter Bedingungen der Auflösung traditionaler Milieus studieren läßt.

¹ Diese wurde von den beiden Autoren unter dem Titel „Gemeinwohl in der Krise? Fallanalysen zur alltäglichen Solidaritätsbereitschaft“ im Jahr 2008 beim Frankfurter Verlag Humanities-Online als Band 10 der Reihe „Forschungsbeiträge aus der Objektiven Hermeneutik“ veröffentlicht. Franzmann & Pawlytta 2008. Die Studie geht auf das von Hartmut Neuendorff geleitete, an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Dortmund angesiedelte soziologische Teilprojekt zur Deutungsmusteranalyse im Forschungsverbund »Entsolidarisierung und ihre gesellschaftlichen und politischen Folgen« zurück, der vom Land Nordrhein-Westfalen von 2000 bis 2003 finanziert wurde. An diesem Forschungsprojekt haben neben den Autoren und dem Projektleiter vor allem Sascha Liebermann und Stefan Heckel mitgearbeitet. Auch Thomas Loer und Ute Fischer haben als Kollegen und Mitarbeiter an der Professur H. Neuendorffs am Zustandekommen des Projekts mitgewirkt. Ihnen allen danken wir für ihren Beitrag auch zu dieser ausgegliederten kurzen Studie.

1. Die Besonderheit der Blutspende als alltäglicher solidarischer Praxis

Bevor im nächsten Abschnitt die Ergebnisse der Auswertung der Kurzinterviews dargestellt werden, wird nun vorbereitend betrachtet, um welche Praxis es sich beim Blutspenden handelt. Die Zielsetzung dieser Vorgehensweise besteht darin, vor der Auswertung der Kurzinterviews diejenige Praxis, um die es in den Interviews geht, soweit in ihrer Besonderheit bestimmt zu haben, wie es auf Basis einschlägiger Informationen möglich ist, um bei der Interviewauswertung schon einen entwickelteren Begriff der in Rede stehenden Praxis zur Verfügung zu haben. Der Forschungsgegenstand ist ja in dieser Studie nicht allgemein diese Praxis sondern nur die Motivation der sich an ihr freiwillig und unentgeltlich beteiligenden Blutspender. Wir greifen bei der folgenden Vorklärung insbesondere auf Quellen und Publikationen des Deutschen Roten Kreuzes zurück.

Die Bedeutung der Blutspende leitet sich aus der medizinischen Bedeutung der Bluttransfusion ab, die bei zahlreichen schweren Erkrankungen eingesetzt wird und nicht selten lebensrettend ist. Dieser Stellenwert der Bluttransfusion hängt seinerseits mit der zentralen Bedeutung des Blutes für den menschlichen Stoffwechsel zusammen, die das Blut als „Lebenssaft“ erscheinen läßt und die Bluttransfusion zu einem elementaren Mittel der medizinischen Intervention macht. Die ausreichende Versorgung des medizinischen Betriebes – und über diesen der bluttransfusionsbedürftigen Kranken – mit benötigtem Fremdblut ist zweifellos eine Frage der Solidarität der Mitglieder eines Gemeinwesens. Im Prinzip kann von jedem erwachsenen Staatsbürger, der die gesundheitlichen Voraussetzungen für eine Blutspende erfüllt, erwartet werden, daß er sich am Blutspenden beteiligt, und zwar nicht allein in Katastrophenfällen, in denen ein besonderer Bedarf herrscht, sondern ganz allgemein, weil die Beteiligung möglichst aller Erwachsenen, die zum Blutspenden in der Lage sind, auch eine Frage der gerechten Lastenverteilung des Blutspendens ist. Eine gesetzliche Verpflichtung zum Blutspenden kommt gleichwohl nicht in Frage, weil das Blutspenden die körperliche Integrität berührt, eine zwangsweise Heranziehung zum Blutspenden bei Weigerung einen unverhältnismäßigen Eingriff in dieselbe darstellte und die Verhängung von Bußgeldern oder ähnlichen Sanktionsmaßnahmen Sabotagehandlungen zu provozieren drohte, die eine erfolgreiche, brauchbare Blutentnahme vereiteln. Daher ist die Praxis der Blutspende grundsätzlich auf Freiwilligkeit angewiesen. Die gleichwohl existierende (moralische) Erwartbarkeit einer Beteiligung an dieser solidarischen Praxis, sofern dazu individuell die Voraussetzungen vorliegen, zeigt sich darin, daß sich die unbegründete Verweigerung einer Beteiligung am Blutspenden zumindest im Ansehen der Person im Kreise seiner Angehörigen, Freunde, Bekannten und Arbeitskollegen niederschlägt. Bis zur Einführung eines organisierten Blutspendedienstes in Deutschland Anfang der 1950er Jahre wurden Bluttransfusionen überwiegend im Krankenhaus als direkte Blutübertragung vom Spender zum Patienten vorgenommen. Dabei bestand ein vergleichsweise hohes Risiko der Übertragung ansteckender Krankheiten, und der Verfügbarkeit von Bluttransfusionen waren enge Grenzen gesetzt. Die Einführung eines organisierten Blutspendedienstes erlaubte die eingehende medizinische Überprüfung der Blutspenden vor ihrer Verwendung, ihre Präparierung für verschiedene medizinische Zwecke und eine Vorratshaltung insbesondere auch bei seltenen Blutgruppen. Der Bedarf an Bluttransfusionen und dementsprechend an

Blutspenden stieg seit dem Einsatz der Bluttransfusion in der Medizin ständig an, insbesondere aufgrund der Erweiterung der Möglichkeiten chirurgischer Eingriffe. Im Land Nordrhein-Westfalen, das hier exemplarisch betrachtet wird, werden heute etwa 80 von 100 benötigten Blutkonserven vom Deutschen Roten Kreuz im Rahmen einer als gemeinnützige GmbH organisierten Blutspendeeinrichtung gesammelt, untersucht, aufbereitet und für die Patientenversorgung bereitgestellt.² Diese überwiegend von einem einzelnen Wohlfahrtsverband getragene Praxis des Blutspendedienstes wurde Anfang der 1950er Jahre in Absprache und Unterstützung mit staatlichen Instanzen eingerichtet und basiert auf dem Prinzip der Unentgeltlichkeit und Freiwilligkeit der Blutspende. Es existiert zwar auch eine Blutspendepraxis mit Entgelt. Diese fällt jedoch in Deutschland quantitativ kaum ins Gewicht. Die Unentgeltlichkeit und Freiwilligkeit der Blutspende sind natürlich nicht zuletzt im Hinblick auf die medizinische Unbedenklichkeit des Blutes und die Sicherheit im Blutspendedienst von großer Bedeutung. Der Bedarf an Blutspenden in Nordrhein-Westfalen errechnet sich heute in etwa auf 50 bis 60 Blutspenden auf 1.000 Einwohner pro Jahr – Anfang der 1950er Jahre belief er sich noch auf 1 Blutspende auf 1.000 Einwohner.³ Die Zahl der Blutspenden wie auch die Zahl der spendewilligen Personen pro 1.000 Einwohner ist von den Anfängen des Blutspendedienstes bis heute kontinuierlich angestiegen, was eher als Prozeß der Zunahme an Solidaritätsbereitschaft denn als Abnahme derselben erscheint. Dieser Anstieg wurde allerdings durch den steigenden Bedarf an Blutspenden aufgrund der Entwicklungen in der Medizin auch benötigt, hat also nicht zu einem Überschuß geführt.

Der Blutspendedienst des Deutschen Roten Kreuzes wird von drei Personengruppen getragen: von den Blutspendern, von ehrenamtlichen Helfern in den Gliederungen der Deutschen Roten Kreuzes und von den Mitarbeitern des Blutspendedienstes. In Nordrhein-Westfalen stammt die überwiegende Zahl von Blutspenden von Spendern, die regelmäßig zu den Blutspendeaktionen kommen und dem Deutschen Roten Kreuz schon viele Jahre verbunden sind. So gibt der DRK-Blutspendedienst NRW an, daß etwa 94 % seiner Blutspender seit Jahren regelmäßig zur Blutspende kommen und daß 75 % dieser Spender mindestens 2 mal pro Jahr von vier möglichen Terminen Blut spenden.⁴ Das spricht dafür, daß die Praxis des Blutspendens bei denjenigen Spendern, die sich einmal auf sie eingelassen haben, eine hohe Bindungskraft entfaltet. Für den DRK-Blutspendedienst bedeutet dieser hohe Stammspenderanteil den Vorteil einer großen Verlässlichkeit in der Blutversorgung. Sein Hauptproblem besteht weniger darin, Spender „bei der Stange zu halten“ und dauerhaft zu binden, als darin, Menschen, die bislang noch kein Blut gespendet haben, zum Blutspenden zu gewinnen. Der Anteil von Neuspendern lag laut DRK-Blutspendedienst NRW vor ca. 20 Jahren noch bei 10 % und liegt heute nur noch bei 6 bis 7 %, was die Frage aufwirft, ob in Zukunft die Zahl der Neuspender, die sich auf regelmäßiges Blutspenden einlassen, noch groß genug sein wird, um die ausscheidenden alten Spender zu ersetzen und mit dem steigenden Bedarf Schritt halten zu können, der in den kommenden Jahren auch aufgrund der

² DRK-Blutspendedienst NRW 2002, S. 5.

³ DRK-Blutspendedienst NRW 2002, S. 13.

⁴ DRK-Blutspendedienst NRW 2002, S. 46.

wachsenden Zahl alter Menschen vermutlich weiter steigen wird.⁵ Große Unterschiede im Hinblick auf die Spendenbereitschaft existieren zwischen der städtischen und ländlichen Bevölkerung. Der Anteil der Blutspender in städtischen Ballungszentren (über 500.000 Einwohner) Nordrhein-Westfalens beträgt nur knapp mehr als 1 % der Bevölkerung. In ländlichen Bereichen (in Städten und Gemeinden unter 10.000 Einwohnern) liegt er dagegen bei nahezu 14 %. Da Nordrhein-Westfalen in Deutschland die größten städtischen Ballungsgebiete aufweist – 46 % der Bevölkerung leben in Gemeinden mit mehr als 100.000 Einwohner –, ist das weltweit anzutreffende ausgeprägte Stadt-Land-Gefälle beim Blutspenden hier besonders gravierend. Bislang konnte dieses Gefälle durch eine Umverteilung von überschüssigen Blutspenden von den sehr viel ländlicher strukturierten Ländern Saarland und Rheinland-Pfalz nach Nordrhein-Westfalen solidarisch ausgeglichen werden DRK-Blutspendedienst NRW 2002, S. 47f.. Das ausgeprägte Stadt-Land-Gefälle ist im Hinblick auf eine gerechte Lastenverteilung im Blutspenden natürlich ein Problem, denn die städtische Bevölkerung wäre zweifellos gesundheitlich dazu in der Lage, ebenso viel Blut zu spenden wie die ländliche Bevölkerung. Die städtische Bevölkerung lebt allerdings im Durchschnitt unter Bedingungen einer größeren Anonymität und einer schwächeren sozialen Kontrolle, so daß dem Einzelnen im Hinblick auf das Blutspenden entsprechend auch ein größeres Maß an Verantwortungsbewußtsein und Autonomie abverlangt wird.

Wie ist die Blutspende des Einzelnen als Leistung zu charakterisieren? In Deutschland ist gemäß den Richtlinien der Bundesärztekammer die Häufigkeit einer normalen Blutspende pro Person⁶ aus medizinischen Gründen auf vier bis sechs Spenden im Jahr mit bis zu 500 ml Blut pro Spende begrenzt. D.h. es kann maximal im zwei- bis dreimonatigen Intervall Blut gespendet werden. Der Spender bekommt einen Spenderausweis, in dem die geleisteten Blutspenden verzeichnet werden. Der Blutspendedienst führt eine Kartei über den Spender und weist diesen regelmäßig auf den nächsten vierteljährlichen Blutspendetermin hin, so daß der Spender, sofern er regelmäßig spenden möchte, die neuen Termine in seinem Kalender nur vorzumerken braucht. Kann er an einem vorgesehenen Termin nicht Blutspenden gehen, so hat er zwar die Möglichkeit, sich einen alternativen Termin zu suchen. Ein Alternativtermin ist allerdings meist mit einem anderen Blutspendestandort verbunden. Es ist keine Seltenheit, daß ein Termin in zeitlicher Nähe zum Ausgangstermin nur an einem Standort zu bekommen ist, der weiter entfernt liegt, oder daß es einen Termin in der Nachbarschaft erst Wochen später gibt mit der Folge, daß der Intervall zum nächsten Termin beim eigentlich präferierten Heimatstandort den vorgeschriebenen Mindestabstand zwischen Blutspenden unterschreitet und man daher aus dem Terminrhythmus zu geraten droht. Dieser Umstand verleiht den Termineinladungen des Blutspendedienstes eine gewisse Verbindlichkeit. Für den Spender, der regelmäßig zu spenden gedenkt, besteht somit eine Hauptschwierigkeit in der regelmäßigen Wahrnehmung der Termine seines präferierten Standortes. Von dieser Schwierigkeit der Einhaltung des Rhythmus der Blutspenden abgesehen ist Blutspenden eine einfache Sache. Blutspenden ist eine solidarische Leistung,

⁵ DRK-Blutspendedienst NRW 2002, S. 46.

⁶ Es gibt neben der regulären Blutspende auch Sonderformen der Blutspende wie die Plasmapherese und die Zytopherese, bei denen das Blut nach Entnahme bestimmter Blutbestandteile dem Spender wieder zugeführt wird. Gegenstand der hiesigen Erörterung ist jedoch ausschließlich die normale freiwillige Blutspende, bei der maximal 500 ml Blut vollständig entnommen werden.

die – sofern die gesundheitlichen Voraussetzungen vorliegen – jeder erwachsene Staatsbürger erbringen kann. Es ist keine individuierte Leistung, bedarf keinerlei Fähigkeiten, und man kann es nicht besser oder schlechter machen. Blutspenden ist also eine unstrittig gemeinwohlbezogene Leistung, die im Prinzip von jedem erbracht werden kann. Es ist eine Leistung, die zu erbringen jeder Staatsbürger – sofern er über die gesundheitlichen Voraussetzungen verfügt – gleichermaßen aufgerufen ist, unabhängig von Vermögen, Bildungsqualifikation, Schicht- und Milieuzugehörigkeit, usw.. Abgesehen vom gespendeten Blut – das den Spender insofern wenig kostet, als es von seinem Organismus wieder reproduziert wird – opfert der Spender vor allen Dingen Zeit, und zwar zum einen die Zeit, die das Blutspenden selbst kostet und die Zeit, die man am Tag der Blutspende verliert, weil der Organismus geschwächt und man unter Umständen nicht voll belastbar ist. Aus diesem Grund ist das Angebot von zeitsparenden Möglichkeiten zum Blutspenden in der Praxis des Blutspendedienstes von großer Bedeutung. Blutspendetermine an Standorten in der Nähe des Wohnortes, von Geschäften oder des Arbeitsplatzes, Werkstermine des Blutspendedienstes, die Erlaubnis von Arbeitgebern, daß ihre Angestellten und Arbeiter während der Arbeitszeit Blut spenden gehen dürfen, sowie die Gewährleistung eines reibungslosen Ablaufs ohne Wartezeiten beim Blutspenden sind daher wichtige Bestandteile dieser Praxis. Die unmittelbare zeitliche Belastung ist beim Blutspenden vergleichsweise gering. Demgegenüber ist der Nutzen der Blutspende, die lebensrettend sein kann, hoch.

In welcher Hinsicht kann ein Spender aus seiner Teilnahme an Blutspendeterminen trotz der Unentgeltlichkeit einen ganz persönlichen Nutzen ziehen? Er bekommt im wesentlichen eine kleine Mahlzeit und erhält eine kostenlose Kontrolle seiner Blutwerte. Manchmal erhält er ausnahmsweise auch eine Gabe wie eine Eintrittskarte für ein Schwimmbad, eine Tafel Schokolade o.ä. Beim DRK-Blutspendedienst in Nordrhein-Westfalen gibt es in Abhängigkeit von der Zahl der Blutspenden Ehrennadeln: nach 3 Spenden eine bronzene Nadel, nach 6 eine silberne, nach 10 eine goldene und weitere nach 25, 50, 75 und 100 Spenden.⁷ Diese Nadeln werden entweder auf einer gesonderten Ehrungsveranstaltung verliehen oder beim Blutspenden – gegebenenfalls mit einer Flasche Wein o.ä. – überreicht. Des weiteren trifft man beim Blutspenden andere Menschen. Der persönliche Nutzen hält sich bei den einzelnen Gesichtspunkten also in engen Grenzen. Ein paar kostenlose belegte Brötchen sind unter normalen Umständen kein sachlicher Grund, um zur Blutspende zu gehen. Bestenfalls ein Bettler könnte deswegen kurzzeitig an der Blutspende interessiert sein, wird aber eher zur Gruppe derer gehören, deren Blut angesichts der engen Bestimmungen für Blutspender nicht verwendet werden kann. Der Gesichtspunkt einer gegebenenfalls regelmäßigen kostenlosen Blutkontrolle bietet schon einen größeren persönlichen Nutzen. Patienten, bei denen die regelmäßige Kontrolle des Blutes aus gesundheitlichen Gründen sachlich *geboten* ist, erhalten allerdings auch über ihren Hausarzt eine kostenlose Blutuntersuchung, die zudem gezielt auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten ist. Der persönliche Nutzen der regelmäßigen Blutkontrolle bei der Blutspende besteht daher eher in einer *vorsorglichen* Früherkennung von Infektionen wie Hepatitis, HIV oder Syphilis. Diesbezüglich werden *vorsorgliche* Blutuntersuchungen von den gesetzlichen Krankenkassen nicht immer bezahlt. Der Aspekt

⁷ DRK-Blutspendedienst NRW 2002, S. 19.

der Gesundheitsvorsorge wird gleichwohl nur im Ausnahmefall ein tragendes Motiv zum regelmäßigen Blutspenden sein und in den meisten Fällen, wenn überhaupt, auch nur ein Zusatzanreiz zum Blutspenden darstellen. Kostenlose Eintrittskarten und ähnliche Ausnahmegaben können ebenfalls höchstens als zusätzlicher Anreiz für Neuspender eine Rolle spielen, die ohnehin schon mit dem Gedanken spielen, mal zur Blutspende zu gehen. Die Ehrung von Mehrfachspendern kommt als tragendes Motiv von vornherein nur bei pathologisch-ehrsüchtigen Ausnahmefällen in Betracht. Diejenigen Spender, die auf eine Ehrung Wert legen, werden in der Ehrung in der Regel eine Anerkennung ihrer faktischen Sonderleistung sehen, die sie erbringen. Die Beteiligung an der Blutspende ist zwar im Prinzip von jedem erwachsenen Staatsbürger erwartbar, der über die gesundheitlichen Voraussetzungen verfügt, und insofern gerade keine solidarische Sonderleistung. Dennoch beteiligt sich nur eine Minderheit dieses Personenkreises an der Blutspendepraxis, so daß Mehrfachspender mit Recht eine Anerkennung ihrer Spendenpraxis als Quasi-Sonderleistung erwarten können. Das gilt selbst für diejenigen Mehrfachspender, die auf eine Ehrung ihrer Person konkret gar keinen Wert legen. Wenn sie erfahren müßten, daß ihre Mehrfachspende in der Blutspendepraxis als pure Selbstverständlichkeit angesehen wird, was sie aufgrund der ungleichen Beteiligung der Bevölkerung ja faktisch nicht ist, dann dürften sie mit Recht verärgert sein. Der Aspekt der Geselligkeit bzw. des sozialen Kontakts beim Blutspendetermin ist bei Terminen im städtischen oder verstädertem Umfeld von so untergeordneter Bedeutung, daß er außer acht gelassen werden kann. Der Blutspendebetrieb ist in der Stadt in der Regel zeitlich straff organisiert. Die Spender kommen häufig zwischen dem Einkauf oder der Arbeit und haben wenig Zeit. Die Zeit für Gespräche nach der Blutspende, in der die Blutspender in der Regel an einem kleinen Büfett eine gewisse Ruhezeit einlegen und eine Stärkung zu sich nehmen, ist sehr begrenzt. Die Chance, Personen wiederzutreffen, die man schon bei vorausgehenden Blutspendeterminen flüchtig kennengelernt hat, ist vergleichsweise gering. Auf Dörfern und bei Werksterminen spielt der Geselligkeitsaspekt naturgemäß eine größere Rolle. Aber auch hier gilt, daß er als tragendes Motiv der Blutspende kaum in Frage kommt, zumal es unter traditional-dörflichen Bedingungen – bei denen Blutspendetermine in der Vergangenheit häufig Volksfestcharakter gehabt haben sollen⁸ – genügend alternative Möglichkeiten der Vergemeinschaftung und der Pflege der Geselligkeit gab. Als tragendes Motiv des unentgeltlichen Blutspendens bleibt somit im Normalfall nur der Gemeinwohlbeitrag bzw. die Solidarität.

Nach diesen allgemeinen Vorklärungen zur Blutspendepraxis folgt nun die Darstellung der Ergebnisse unserer Interviewauswertung. Sie konnte aufgrund der Rahmenbedingungen nur sehr grob und abkürzend durchgeführt werden, ist also alles andere als erschöpfend. Trotzdem haben wir uns dazu entschieden, die lediglich einen ersten explorativen Zugang zum Gegenstand eröffnenden Resultate in dieser Form zu veröffentlichen, da sie uns dazu als bereits interessant genug erschienen. Sie lenken das Augenmerk außerdem auf einige grundlegende Gesichtspunkte alltäglicher Solidaritätsbereitschaft und Gemeinwohlbindung, die für die Fragestellung unserer übergreifenden Untersuchung von Bedeutung sind.

⁸ DRK-Blutspendedienst NRW 2002, S. 53.

2. Ergebnisse der Interviewauswertung

Die Erkenntnisse basieren auf fünfzehn Transkripten von Interviews, die im Rahmen eines typischen innerstädtischen Blutspendetermins in einer Stadt des Ruhrgebiets mit über 100.000 Einwohnern geführt wurden, also an einem Ort, wo die soziale Kontrolle und der Einfluß traditionaler Vergemeinschaftungen deutlich geschwächt sind und die Beteiligung der Bevölkerung am Blutspenden eher gering ausfällt, so daß sich die Frage stellt, wie Blutspender unter diesen vergleichsweise ungünstigen städtischen Rekrutierungsbedingungen zum Blutspenden gefunden haben.⁹

Gegenstand der Interviews sind wie schon erwähnt die Beweggründe der Interviewten zur Blutspende – biographische Daten wurden dabei nicht eigens erfragt. Eine sequenzanalytische Auswertung konnte nur bei zwei Interviews vorgenommen werden, da eine solche Auswertung aller Interviews den Rahmen des Forschungsprojekts, in dem diese Teilstudie durchgeführt wurde, gesprengt hätte. Aus diesem Grund beruhen auch die folgenden Erkenntnisse abgesehen von den beiden Ausnahmen auf einer abkürzenden, vergleichenden Durchsicht des Interviewmaterials. Auch die folgende Ergebnisdarstellung muß kurz bleiben. Alle fünfzehn interviewten Blutspender sind regelmäßige Spender – was angesichts des riesigen Anteils von regelmäßigen Blutspendern in der allgemeinen Blutspendepraxis nicht verwundert. Von diesen fünfzehn sind allerdings vier erst wenige Jahre Spender und haben zehn Mal oder weniger gespendet. Die höchste Spendenzahl hat Herr Frank¹⁰ mit 111 Spenden. Zehn der fünfzehn haben ihre aktuelle Spendenzahl im Interview genannt. Diese hohe Zahl erklärt sich unter anderem durch die Einleitungsfrage: „Was hat Sie dazu bewogen, *heute hier* zur Blutspende zu kommen?“, die in dieser oder ähnlicher Form bei allen Interviews gestellt wurde. Sie zwang die Interviewten zur Klarstellung, daß sie nicht das erste Mal Blut spenden und zu ihnen daher eher die Frage paßte, warum sie *überhaupt* Blutspenden gehen.

Auffällig ist der Umstand, daß die überwiegende Zahl der Befragten die aktuelle Spendenbilanz zu nennen in der Lage war. Zwar geht die Spendenzahl aus den Aufzeichnungen im Spenderausweis hervor. Die Interviewten mußten also nicht eigene Aufzeichnungen und Berechnungen anstellen, um von ihr Kenntnis zu erlangen. Sie brauchten nur einen Blick in ihren Spenderausweis zu werfen, den man bei der Blutspende dabei haben muß. Es bleibt aber ein auffälliges Datum, daß die überwiegende Zahl der Interviewten offensichtlich auf die aktuelle Spendenzahl *geachtet* hat, woraus hervorgeht, daß sie sich für diese Zahl interessiert. Diese repräsentiert eine Leistungsbilanz, auf die die regelmäßigen Blutspender offensichtlich ein Augenmerk richten. Warum interessieren sie sich dafür? Dieses Interesse läßt sich am sparsamsten deuten als das Interesse derjenigen, die innere wie äußere Widerstände erfolgreich überwunden haben und etwas Sinnvolles zustande gebracht haben, für die Früchte ihrer Bemühungen. Es geht demnach um eine Selbstvergewisserung angesichts des zurückgelegten Lebensweges: der bewältigten Bewährungsstrecke.

⁹ Den Mitarbeitern des Blutspendedienstes des Deutschen Roten Kreuzes in Nordrhein-Westfalen, die uns die Möglichkeit zu diesen Kurzinterviews bei einem Blutspendetermin gewährt haben, danken wir sehr für diese Unterstützungsbereitschaft. Frau Susanne Knop gilt unser besonderer Dank.

¹⁰ Die Namen der Blutspender wurden aus Gründen der Wahrung der Anonymität geändert.

Berücksichtigt man, daß die Blutspende eine solidarische Leistung darstellt, an deren Erbringung sich nur eine Minderheit der Bevölkerung beteiligt, auch wenn eine deutlich größere Zahl die gesundheitlichen Voraussetzungen mitbrächte, erscheint es nicht als verwunderlich, daß einige der Interviewten aus ihrer solidarischen Leistung als Blutspender auch ein gewisses Selbstbewußtsein beziehen. So sagt Herr Mylzcarek:

„auf ner Familienfeier ä mit nem älteren Herrn ä (´) der dann halt die Sechzig schon weit überschritten hat (II: ja) und dann getönt hat wie oft er Blut gespendet hat (II: ja) in seinem Leben und über fünfzig Mal (´) ä ich mein (´) klar würd ich dann mal verlauten lassen daß ich mit meinen relativ jungen Jahren doch schon auf fast genau die gleiche Spendenzahl gekommen bin (II: ja) ä (´) aber ansonsten is jetzt nicht +(II: nuschelt dazwischen) daß ich da+ irgend jemanden einholen möchte“ (Absatz 20)¹¹

Die imaginierte Zurechtweisung des anderen Blutspenders, der mit der Zahl seiner Blutspenden anscheinend geprahlt hat, erfolgt hier anscheinend in der Absicht, sich gegen dessen Tendenz zur Selbstbeweihräucherung zur Wehr zu setzen. Von sich aus, so präsupponiert die Bemerkung, hätte Herr Mylzcarek seine ansehnliche Zahl von Blutspenden nicht herausgekehrt. Und er legt Wert darauf, abschließend festzustellen, daß für ihn das Blutspenden keine Wettbewerbsveranstaltung sei. Er erbringt demnach die Blutspenden nicht deswegen so häufig, um im Wettstreit mit anderen möglichst gut abzuschneiden, sondern um einen Beitrag zur Deckung des großen Bedarfs zu leisten. Dennoch spielt das Bewußtsein von der erbrachten solidarischen Leistung und der darin liegenden partiellen persönlichen Bewährung als verantwortliches Mitglied des Gemeinwesens für den Blutspender offensichtlich eine nicht unwichtige Rolle.¹²

Aus den geführten Interviews werden des weiteren einige typische Umstände ersichtlich, unter denen das Blutspenden aufgenommen wird. So gibt es unter den fünfzehn Interviewten mehrere Fälle, in denen es vor der Aufnahme des regelmäßigen Blutspendens eine praktische Konfrontation mit der Notwendigkeit von Blutspenden bzw. Blutübertragungen gab. Im Falle von Frau Tschernick und ihrem Ehemann war eine Blutübertragung bei einem ihrer Kinder, welches schwer erkrankt war, der Anlaß, selbst Blut zu spenden. Sie antwortet auf die Eingangsfrage des Interviews „Was hat sie denn dazu bewogen, heute zur Blutspende zu kommen?“ (Absatz 1):

„Heute? (II: mm) (´) ich fang ganz vorne an (´) mein erstes Kind war sehr sehr krank (´) und da hat man vor Jahren gesucht wir versuchens mit ner

¹¹ Die Verschriftung der Kurzinterviews wurde von verschiedenen studentischen Hilfskräften an Hartmut Neuendorffs Professur für Soziologie, insbesondere Arbeitssoziologie, besorgt.

¹² Vergleiche die folgenden parallelen Interviewstellen: Herr Frank: „ich bin schon ä (´) hundert Mal dabeigewesen ne (II: mmh) und bin heut schon das hundert elfte Mal spend ich schon ne“ (Absatz 2) – Herr Hertz: „ich bin heute schon das zwei und neunzigste Mal daß ich gespendet habe (II: mm) also da is schon (lacht) he he ja (II: Routine) jetzt bin ich ein und sechzig dat mach schon bald fünf und zwanzig Jahre her sein“ (Absatz 8) – Herr Wendland: „ich mach das schon hundertzwei Mal“ (Absatz 2) – Frau Metaba: „ich hab jetzt schon das fünf un fünfzigste Mal Blut gespendet (´) ich fing relativ spät an (´) mit (´) bin (.) war ich jetzt Ende dreißig oder Mitte vierzig weiß ich jetzt nicht“ (Absatz 3).

Blutübertragung. (.) und dann hat der zwei Blutübertragungen bekommen und ist genesen (ˆ) und das war irgendwie so (ˆ) mein Mann un ich wir ham uns verpflichtet gefühlt jetzt spenden wir auch Blut. (II: mm)“ (Absatz 2)

Frau Reich hat erlebt, daß Blutübertragungen ihrem schwer erkrankten und anscheinend eine längere Zeit dahinsiechenden Ehemann sehr geholfen haben. Ihr Mann ist gleichwohl verstorben, vermutlich weil er unheilbar krank war. Für sie war dies Anlaß, sofort nach seinem Tod selbst Blutspenderin zu werden.¹³ Herr Knappmann hat bereits im Rahmen von Aufrufen zur Blutspende in seiner Firma gelegentlich Blut gespendet. Als dann sein Vater im Rahmen einer dringenden Operation eine Blutübertragung benötigte und aufgrund einer seltenen Blutgruppe eine Woche im Krankenhaus auf eine geeignete Spende warten mußte, entschloß er sich, regelmäßig Blut zu spenden.¹⁴ Herr Frank hat als fünfzehnjähriger, angehender Schlosser in der Gießerei viele Verletzte sehen müssen, denen später zum Teil mit Blutübertragungen geholfen werden konnte, was ihn dazu veranlaßte, den gerade seit einem Jahr gegründeten Blutspendedienst in Nordrhein-Westfalen bis heute als regelmäßiger Blutspender zu unterstützen.¹⁵ Er nimmt unter den genannten Fällen eine Sonderstellung ein, weil bei ihm keine Familienangehörigen sondern Arbeitskollegen auf Bluttransfusionen angewiesen waren. Er arbeitete als Facharbeiter in einem gefährlichen beruflichen Umfeld, das durch zahlreiche Arbeitsunfälle und vor diesem Hintergrund anscheinend auch durch eine ausgeprägte Solidarität innerhalb der Belegschaft geprägt war. Er ist auch insofern ein Sonderfall, als die Umstände, die ihn zur Blutspende bewegt haben, in Deutschland kaum mehr existieren. Berufe, in denen schwere Arbeitsunfälle an der Tagesordnung sind, spielen zahlenmäßig heute keine Rolle mehr, und Milieuvergemeinschaftungen haben sich schon weitgehend aufgelöst. Eine Gemeinsamkeit aller genannten Fälle ist, daß die konkrete praktische Konfrontation mit der Notwendigkeit des Blutspendens die Interviewten als Blutspender in die Pflicht genommen hat und einsichts- bzw. erfahrungsbildend war. Außer bei Herrn Frank wird darüber hinaus auch noch ein Dankbarkeitsmoment im Spiel sein, weil jeweils ein Familienangehöriger in den Genuß des organisierten Blutspendedienstes und der praktizierten Solidarität ihm unbekannter Spender gekommen ist. Die betroffene Familie als Gemeinschaft hat Grund zur Dankbarkeit gegenüber der Institution des Blutspendedienstes, den ehrenamtlichen Helfern dieses Dienstes, den anonymen Spendern und der politischen Gemeinschaft, die den Blutspendedienst mit auf die Beine gestellt hat und unterstützt. Das regelmäßige Blutspenden in diesen Fällen allein als Zeichen von Dankbarkeit zu verstehen,

¹³ Frau Reich: „ich habe (ˆ) erlebt wie gut es meinem verstorbenen Mann (ˆ) ä getan hat als er Blutspenden (II: mm) bekommen hat (II: ja) und sofort nach seinem Tod hab ich angefangen Blut zu spenden“ (Absatz 2).

¹⁴ Herr Knappmann: „[unverständlich] mein Vater vor Jahren schon deswegen bin ich zum Blutspenden gekommen (II: ja) der hat also ä Blut gebraucht (II: mm) und da war s dann eng geworden wir mußten also ne Woche auf e Operation warten weil eben seine Blutgruppe auch nich da war (II: ah ja mm) und ä da bin ich also eigentlich zur Blutspende is zwanzig Jahre her (II: ja) da bin eigentlich auf die Idee gekommen überhaupt mal auch eben Blut zu spenden (II: mm)“ Interviewer: „Das heißt vorher war das gar nich der Fall daß Sie +da überhaupt dran gedacht haben“ Herr Knappmann: „Das ä das war dann+ ganz früher mal da war das bei der Firma wo ich beschäftigt war das war ne große Firma da wurde als auch automatisch schon mal so Blut (ˆ) aufgerufen Blut zu spenden, (II: ja) (ˆ) und dann hab ich das eigentlich da nur so mitgemacht (II: mm) um (ˆ) um mitzumachen so ungefähr ne (II: mm)“ (Absätze 2ff.)

¹⁵ Herr Frank: „bin heut schon das hundert elfte Mal spend ich schon ne (ˆ) und weil ä neunzehnhundert dreiundfuffzich war ich auf der Hütte ne XXX Hütte (ˆ) und da hab ich soviel Verletzte gesehen in ne Gießerei (ˆ) und jetzt hab ich gedacht muß ich Blutspenden gehn (II: mm mm) bin ich angefangen ne“ (Absatz 2).

wäre allerdings sicherlich unangemessen. Denn die Erfahrung der Hilfsbedürftigkeit und der Angewiesenheit auf (vorwiegend solidarisch erbrachte) Blutspenden erzeugt nicht nur Dankbarkeit sondern normalerweise auch eine Einsicht in die allgemeine Notwendigkeit der solidarischen Praxis des Blutspendens.

Blutspender, welche aufgrund der Erfahrung der eigenen Angewiesenheit auf Blutspenden und aufgrund von Dankbarkeit zu Blutspendern wurden, gibt es ganz naturwüchsig. Sie wird es immer geben, allerdings nur in begrenzter Zahl. Die Lösung der Rekrutierungsprobleme des Blutspendedienstes ist von diesen Fällen daher nicht zu erwarten. Wie das Beispiel von Herrn Frank zeigt, ist es ebenso vorstellbar, daß die Einsicht in die Notwendigkeit des Blutspendens auch ohne die Erfahrung des eigenen Angewiesenseins auf Blutspenden entstehen kann, so daß auch ohne persönliche Betroffenheit und Dankbarkeit Blut gespendet wird. Im Hinblick auf das Rekrutierungsproblem hat die Untersuchung der Motivation solcher Fälle natürlich eine besondere Relevanz. Herr Knappmann ist in anderer Weise ein Sonderfall in der genannten Fallgruppe, weil er bereits vor der praktischen Konfrontation mit der Notwendigkeit des Blutspendens Blut gespendet hat, allerdings nicht regelmäßig sondern im Sog der Arbeitskollegen bei Werksterminen. Zum regelmäßigen Spender wurde er erst durch indirekte persönliche Betroffenheit. Sein Fall verweist auf die *Stützungsfunktion*, die das Lebensumfeld beim Blutspenden haben kann. Dazu später mehr.

Eine weitere Gruppe von Fällen besteht aus Angehörigen medizinischer Berufe bzw. aus Verwandten von Angehörigen medizinischer Berufe: Herr Mai ist Arzt und aktives Mitglied im Deutschen Roten Kreuz. Mit dem Blutspenden hat er schon als Student begonnen, ohne besonderen Anlaß, wie er sagt. Gleichwohl kann die Entscheidung zum Blutspenden nicht aus dem Nichts gekommen sein, und die sparsamste diesbezügliche Annahme ist, daß bei ihm ganz wesentlich sein Medizinstudium und später dann die Berufstätigkeit als Arzt dafür verantwortlich sind, daß er Blut spenden geht. Als Arzt verfügt er naturwüchsig sowohl über ein breites Wissen als auch über zahlreiche praktische Erfahrungen mit der Notwendigkeit des Blutspendens. Und die für das Blutspenden notwendige Bereitschaft zum Helfen ist Bestandteil seines ärztlichen Habitus, den er im Medizinstudium erworben hat. Frau Schaffner ist Arzthelferin und verfügt als solche ebenfalls über medizinisches Wissen und wahrscheinlich auch über praktische Erfahrungen im Hinblick auf die Notwendigkeit von Blutspenden – das hängt davon ab, wo sie arbeitet. Als Arzthelferin ist sie aber nicht professionalisiert. Sie hat keinen ärztlichen Habitus erworben und trägt keine therapeutische Verantwortung. Gleichwohl begünstigen die Bedingungen ihres Berufs eine konkrete, folgenreiche Einsicht in die Notwendigkeit des Blutspendens. Bei ihr kommt noch hinzu, daß es in ihrer Herkunftsfamilie „viele“ Blutspender gibt. Auf die Frage des Interviewers „Ja und gab’s da irgendwie n Anlaß oder äh wie sind sie erst mal überhaupt dazu gekommen?“ (zum Blutspenden) verweist sie allerdings weder auf das berufliche noch auf das verwandtschaftliche Umfeld, sondern sie antwortet:

„Durch meine Freundin (lacht kurz) weil die das auch weil die das auch macht (I1: Ja) und da bin ich dann einmal mitgegangen und seitdem mach ich das [auch;]“ (Absatz 6)

Da für sie das Blutspenden durch das berufliche und verwandtschaftliche Umfeld ohnehin schon ziemlich präsent war, ist die Formulierung „durch die Freundin“ weniger in dem schwachen Sinne zu interpretieren, daß die bloße Präsenz der blutspendenden Freundin bei ihr einen Prozeß der Auseinandersetzung ausgelöst hat, an dessen Ende sie aus sich heraus entschied, die Freundin zur Blutspende zu begleiten und selbst ebenfalls Blut zu spenden. Die Freundin scheint sie vielmehr aktiv zum Mitgehen bewegt zu haben. Frau Schaffner scheint demnach eine Person zu sein, die zum Blutspenden einen gewissen Schubs benötigte bzw. ein Stück weit in die Pflicht genommen werden mußte, um sich letztendlich an der in ihrer Erfahrungswelt schon sehr präsenten Blutspendepraxis zu beteiligen. Das erinnert bis zu einem gewissen Grade an Herrn Knappmann, der sich anfänglich von den Arbeitskollegen bei Werksterminen hat mitreißen lassen. Bei Frau Metaba liegen die Dinge ganz ähnlich wie bei Frau Schaffner. Sie übt zwar nicht selbst einen medizinischen Beruf aus, aber ihre Tochter ist Krankenschwester:

„meine Tochter is Krankenschwester (.) uun da sacht se komm geh doch mal mit (´) und das hab ich dann auch getan“ (Absatz 3)

Auch in diesem Fall erfolgte der Gang zum ersten Blutspendetermin nicht aus eigener Initiative. Frau Metaba wurde vielmehr von ihrer Tochter dazu überredet, einmal mitzugehen. Die Tochter selbst dürfte als Krankenschwester bestens mit dem Blutspenden als Vorgang vertraut sein sowie über ein medizinisches Wissen und über praktische Erfahrungen mit Bluttransfusionen verfügen, die ihr die Notwendigkeit des Blutspendens sehr konkret einsichtig machen. Sie erscheint vor diesem Hintergrund als das „Zugpferd“ von Frau Metaba. Fälle von Blutspendern, die Angehörige medizinischer Berufe sind (oder zumindest deren nächste Verwandte Angehörige medizinischer Berufe sind), sind ebenfalls Fälle, die naturwüchsig vorkommen und deren Zahl begrenzt bleibt.

Frau Schaffner und Frau Metaba lassen sich zu einer weiteren Gruppe von Fällen zusammenfassen, die durch die Überzeugungskraft ihnen nahestehender Personen zum Blutspenden gekommen sind. Nahestehende Personen haben soziologisch betrachtet eine größere Überzeugungskraft, weil man sich mit ihnen in einer freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Praxis (in einer diffusen Sozialbeziehung) befindet und sich vor diesem Hintergrund ihren Argumenten, sofern sie die besseren Argumente auf ihrer Seite haben, schwerer entziehen kann. Die gemeinsame Praxis hat eine Verbindlichkeit, die einer ernsthaften Auseinandersetzung mit vorgebrachten Argumenten förderlich ist.¹⁶ Zu dieser Fallgruppe ist auch Herr Paul zu rechnen, dessen Ehefrau bereits einige Jahre Blut gespendet hat, bevor sie ihn, als er Rentner wurde und Zeit hatte, dazu gebracht hat, ebenfalls Blut zu spenden:

Interviewer: und was hat sie ursprünglich bewogen oder

¹⁶ Dem entsprechen auch die Erkenntnisse, die man in neueren religionssoziologischen Untersuchungen zum Erfolg religiöser Missionierung erlangt hat. Missionierungserfolge laufen vor allem über verbindliche, persönliche Beziehungsnetze und nicht über die bloße abstrakte massenmediale Verbreitung der entsprechenden religiösen Botschaft. Siehe hierzu insbesondere Rodney Starks soziologische Studien zum Wachstum der Mormonensekte und zur Entstehung des Christentums: Stark & Finke 2000; Stark 1997.

- Herr Paul: meine Frau (lacht) ja das war meine Frau
- Interviewer: wie hat sie sie dazu gebracht
- Herr Paul: meine Frau geht also zum die ich glaub zehn Jahre oder so die hat schon alle Nadeln die et hier nur gibt [unverständlich] und ä ja wie gesacht kannste ruhig auch mal machen (lacht) bist Rentner kannste ruhig mal n bissken wat für de Allgemeinheit tun (I1: mmh)
- Interviewer: und ä ä was hat was aus welchem Grund haben sie den Rah den ham sie mit ihrer Frau
- Herr Paul: ja ich find dat also auch gar nich falsch (´) warum soll man nich helfen wenn man kann ne (´) also deshalb (I1: ja) (Absatz 5ff.)

Herr Pauls Ehefrau hat ihm regelrecht einen Stoß verpaßt, der dann erfolgreich war, weil ihm ihre Argumente einleuchteten. Bei Frau Metaba verhält es sich etwas anders:

- Interviewer: sie ham ä sich eben so ausgedrückt eine zeitlang hätten sie geschludert
- Frau Metaba: ja (lacht) ja ä ä da meine Tochter war nich mehr dabei und alleine wollt ich irgendwie nich gehen (´) sie wissen ja man muß [ja so] en kleinen Stups kriegen nä und dann fing des dann irgendwie wieder an (´) ich ärger mich heute daß ich ä (´) das nich ä (´) weiter durchgezogen hab (I1: mm) (Absatz 18f.)

Frau Metaba ist, wie schon erwähnt, durch ihre als Krankenschwester arbeitende Tochter zum Blutspenden gebracht worden. Anfänglich ist sie offenbar immer mit ihrer Tochter zusammen zum Blutspenden gegangen, und als diese nicht mehr mit ihr zum Blutspenden ging, hat sie erst einmal aufgehört. So wie sie sich ausdrückt, hat sie das Blutspenden nicht aus sachlichen Gründen unterbrochen, sondern gewissermaßen aus Mangel an extrinsischen Disziplinierungshilfen. Bei ihr hat das initiale Überzeugtwerden nicht ausgereicht. Sie benötigte offenbar aus charakterlichen Gründen dauerhaft eine Anlehnungsmöglichkeit bzw. ein Zugpferd, das sie zum Blutspenden mitnahm. Daß sie ihr Disziplinproblem großzügig generalisiert („sie wissen ja man muß [ja so] en kleinen Stups kriegen“) und sich selbst gegenüber auf diese Weise als persönliches Problem verschleiert, deutet darauf hin, daß sie sich ihr Disziplinproblem nicht eingesteht. Wie es dann dazu kam, daß sie später auch ohne Tochter wieder zum Blutspenden ging, bleibt im Unklaren. Diesbezüglich drückt sie sich auffällig unbestimmt aus („dann fing des dann irgendwie wieder an“). Anscheinend war es nicht so, daß sie sich ihr Disziplinproblem in der Zwischenzeit eingestanden und in der Folge auch überwunden hat. Eine Möglichkeit ist, daß sie eine alternative Disziplinierungsstütze gefunden hat, die sie hier womöglich unbewußt motiviert unerwähnt läßt. Frau Metaba ist mit ihren charakterlichen Disziplinproblemen natürlich ein abweichender Fall, der in der Abweichung gleichwohl ein Licht auf die Schwierigkeiten des Blutspendens und auf die motivationalen Voraussetzungen zum Blutspenden wirft.

Ein weiterer Fall dieser Gruppe ist Frau Hanssen, deren Chef sie zum Blutspenden bewegen hat. Bei ihr handelt es sich um einen Sonderfall dieser Gruppe, weil ihr Chef keine ihr nahestehende Person im Sinne diffuser Sozialbeziehungen ist. Dessen Vorgesetztenrolle verleiht ihm allerdings eine arbeitsrechtliche Autorität, die seinen Argumenten offenbar ein besonderes Gewicht verleiht, selbst wenn sie sich auf Fragen wie das Blutspenden beziehen, die außerhalb der Arbeitsbeziehung liegen. Frau Hanssen hat sich entweder von ihrem Chef überzeugen lassen oder ist bloß aus Konformismus oder Opportunismus Blutspenden gegangen. Ersteres ist die wohlwillendere, sparsamere Annahme. Die Vorgesetztenautorität wird wohl in jedem Falle eine Rolle gespielt haben. Herr Thomsen ist seiner Darstellung zufolge über die Gruppendynamik einer kirchlichen Jugendgruppe des katholischen Kolpingwerkes zum Blutspenden gelangt. Er betont, daß für ihn zu dieser Zeit eine Gemeinwohlorientierung beim Blutspenden keine Rolle gespielt habe, sondern er das Blutspenden mit seinen Freunden aus der Jugendgruppe als eine Art Sport betrieben habe.

(...) „der erste Grund war mal so äm als achtzehn jähriger Jugendlicher wo man innerhalb der Jugendgruppe (ˆ) äm hat sich einfach son Hobby und n Sport draus gemacht hat (ˆ) dat war eintlich so der Anfang hatte also nichts damit zu tun jetzt daß man da schon soweit war (ˆ) auch zu erkennen daß man damit irgendwelche Leben retten kann also (ˆ) sondern da gings einfach nur drum innerhalb der Gruppe hier hab ich eben schon erzählt so aufzutreten wer konnte am schnellsten spenden und wer konnte hinterher am meisten Brötchen essen (.) (I1: aha) das war eigentlich sagn wer mal so der erste (ˆ) der Erstgedanke“ (Absatz 2)

Für Herrn Thomsen war demnach das Blutspenden anfänglich ein vergleichsweise beliebiger Inhalt von jugendlichen Peer-group-Aktivitäten und einer Peer-group-Vergemeinschaftung. Für die Jugendgruppe als solche wird der Inhalt allerdings weniger beliebig gewesen sein, immerhin handelte es sich um eine christliche Jugendgruppe. Nachdem sich die Jugendgruppe aufgelöst hatte, sagt Herr Thomsen, habe er versucht, „kontinuierlich dran zu bleiben“ und das regelmäßige Blutspenden beizubehalten (Absatz 6), offenbar weil ihm die Notwendigkeit des Blutspendens in der Zwischenzeit deutlich geworden ist und sich eine gemeinwohlbezogene Motivation zum Blutspenden gebildet hat. Es kann allerdings auch sein, daß seine Darstellung ein Stück weit einer Understatement-Logik folgt und er faktisch doch auch aus christlicher Überzeugung sowohl in der christlichen Jugendgruppe war, als auch sich am Blutspenden beteiligte, und der Wettbewerbsaspekt kann aus einer gruppendynamischen wechselseitigen Anspornung im Hinblick auf die Erfüllung geteilter Wertvorstellungen resultiert haben. Im Hinblick auf sein heutiges Blutspenden konstatiert er:

Interviewer: aus welchem Grund (ˆ) was war denn [unverständlich] dazu geführt hat daß sie jetzt so regelmäßig spenden drei und vierzig Mal is ja schon ne richtig +[unverständlich]

Herr Thomsen: ja ich sach ja dat+ ä ä als das in dieser Wettbewerb ä Wettbewerbsgedanke eben halt nich mehr da war da geht's mir wirklich nur noch darum (ˆ) daß ich sage (ˆ) äm den ä den mit

minimalem Aufwand den ich habe () irgendwo () versuchen ()
anderen Menschen zu helfen

Die Transformation vom Blutspenden als Inhalt der Gruppendynamik einer kirchlichen Jugendgruppe, in der auch ein Wettbewerbsaspekt eine Rolle spielte, zum Blutspenden als Erwachsener, im Bewußtsein der solidarischen Leistung, die das Blutspenden darstellt, muß schon zur Zeit der Jugendgruppe eingesetzt haben. Einerseits dürfte der christliche Charakter der Jugendgruppe dazu geführt haben, daß in der Jugendgruppe eine Auseinandersetzung mit Fragen des Gemeinwohls stattgefunden hat, andererseits hat die Blutspendepraxis, auch wenn sie zunächst gruppendynamisch initiiert war, Herr Thomsen dauerhaft mit dem Thema Blutspenden konfrontiert, so daß er am Ende auch ohne Jugendgruppe zum regelmäßigen Blutspenden bereit war. Vergleichbare Fälle wie der von Herrn Thomsen wird es angesichts des Fortschreitens der Individuierung und Säkularisierung der Lebensführung nur im begrenzten Umfang geben.

Herr Wendland erscheint vor dem Hintergrund der bislang unterschiedenen drei Fallgruppen (siehe Unterstreichungen S.8, 10,11) als Mischfall. Einerseits ist er in seiner Studienzeit – er ist Diplom-Ingenieur – offenbar von Kommilitonen dazu überredet worden, mit diesen zusammen einem Aufruf des Allgemeinen Studenten Ausschusses (AStA) zum Blutspenden zu folgen. Andererseits benötigte seine Frau später – er stand schon in seinem Berufsleben – bei einer Operation sehr viel Blut, was ihm die Notwendigkeit des Blutspendens dann nachdrücklich vor Augen geführt hat:

H. Wendland: angefangen hat s eigentlich ä während meiner Studienzeit da () hat man mich motiviert da einmal hinzugehen un seit dem mach ich dat (2) weil ich (II: motiviert) ja w vom AStA her wurde Reklame gemacht damals war auch Blut Blut ä () rar und dann dann ä sind wer also () mehr sogn wer ma zum Spaaß alle mal da hingegangen aber (2) dann die Information auch wieviel Blut gebraucht wird und () auch auch aus meiner Familie meine Frau die hat ne Operation gehabt auch viel Blut gebraucht () da sieht man dann erst mal was ä wie nötig das is und () seitdem mach ich das

Interviewer: hier Oper seit der Operation oder auch schon vorher

H. Wendland: nein vorher schon, schon während der Studienzeit hat's angefangen aber i ä sogn die Notwendigkeit die die () die sieht man eigentlich erst richtig wenn wenn in der eigenen Familie so was ä ä viel Blut gebraucht wird (II: mm) so so hat man ja kein Bezug dazu eigentlich macht man das () s wird zwar Reklame gemacht und (2) wird zweimal drauf hingewiesen wie wie wichtig das ist aber (.) wie alle Reklamen geht das hier rein un da raus ä also richtig richtig ä (.) die Notwendigkeit die kriecht man erstma richtig mit wenn wenn wenn deine eigene Familie irgendwas () in in dieser Richtung passiert (Absatz 2ff.)

So wie Herr Wendland sich ausdrückt, scheint er erst mit der Erfahrung des Angewiesenseins auf Blut im Zusammenhang mit der Operation seiner Frau eine stabile, von äußerer Stützung (studentische peer-group) weitgehend unabhängige Motivation zum (regelmäßigen) Blutspenden ausgebildet zu haben. Vor dieser Erfahrung scheint es eher die Gruppendynamik in der Studentenschaft gewesen zu sein, die ihn mitgerissen hat. Wenn er sagt, daß man in seinem studentischen Bekanntenkreis „zum Spaß“ zur Blutspende gegangen ist, so drückt dies den geselligen Charakter der Gruppenaktivität aus, verweist aber indirekt auch darauf, daß es in der Gruppe Personen gegeben haben muß, welche die Gruppe als Zugpferde zum Blutspenden bewegt haben. Irgendwoher muß ja der Gedanke zum Blutspenden und eine Bereitschaft, auf die „Reklame“ des AStA zu hören, hergekommen sein, und es ist anzunehmen, daß nicht alle Mitglieder seiner Gruppe gleichermaßen unempfindlich für diesen Aufruf waren, wie Herr Wendland das für sich selbst konstatiert. Instruktiv an dem vorliegenden Interviewzitat ist die Bedeutung, die er der Operation seiner Frau im Hinblick auf seine Motivation zum Blutspenden gibt. Er sieht diese Bedeutung in der persönlichen Betroffenheit und vor diesem Hintergrund in der besonderen *Suggestivität* und *Nachdrücklichkeit* der Konfrontation mit der Notwendigkeit des Blutspendens. Die Rezeption der Reklame des AStA erscheint demgegenüber als vergleichsweise unverbindlich. Nun wäre es vorschnell, daraus den Schluß zu ziehen, daß eine folgenreiche Konfrontation mit der Notwendigkeit des Blutspendens ausschließlich von Außen herbeigeführt werden kann, durch Umstände, die den Einzelnen regelrecht in die Pflicht nehmen, wie etwa im Falle persönlicher Betroffenheit oder im Falle nahestehender Personen, welche die Frage des Blutspendens mit einer gewissen Verbindlichkeit und Nachdrücklichkeit thematisieren. Es ist auch vorstellbar, daß sich der Einzelne der Frage des Blutspendens aus eigenem Antrieb öffnet und die Frage soweit an sich heranläßt, daß er in der Folge zum regelmäßigen Blutspenden motiviert ist. Für die Öffentlichkeitsarbeit des Blutspendedienstes ist eine zentrale Frage, wie man ein solches müßiges Sich-Öffnen befördern kann. Entscheidend ist dabei in jedem Fall, daß die als Kandidaten für Blutspenden in Frage kommenden Staatsbürger als autonome Subjekte ernstgenommen werden und die Notwendigkeit des Blutspendens auf plastische und prägnante Weise vor Augen geführt wird unter Bedingungen, in denen sie auch über die nötige Muße verfügen, sich Argumenten zu öffnen. Eine Plakataktion wie diejenige des DRK – um zur Veranschaulichung ein Beispiel zu nehmen, das vielleicht nicht für die Öffentlichkeitsarbeit des Blutspendedienstes repräsentativ ist –, die mit dem Slogan „Abenteuer Blutspende“ operiert, wäre denkbar ungeeignet, weil sie das Blutspenden mystifiziert, ihm Erlebnisqualitäten andichtet, die es nicht hat und die angesprochenen Staatsbürger tendenziell als „Idioten“ behandelt, die nicht durch rationale Argumente zu gewinnen sind, sondern nur durch Werbetricks. Im Hinblick auf Staatsbürger, die auf dem U-Bahnsteig oder irgendwo anders eine müßige Viertelstunde Wartezeit haben und bereit sind, ein solches Plakat zu betrachten, wäre hier die Chance zur Konfrontation mit der Notwendigkeit des Blutspendens vertan. Sie wären einerseits dazu gezwungen, sich innerlich gegen die Idiotenunterstellung zur Wehr zu setzen, indem sie sich dem Plakat abwenden, andererseits blieben – zumindest in diesem Slogan – die eigentlichen Argumente für das Blutspenden ungenannt und würde die Aufmerksamkeit in eine falsche Richtung gelenkt.

Unter den fünfzehn interviewten Blutspendern befinden sich auch zwei Fälle, die sich ihrer Darstellung nach im Laufe ihres Lebens irgendwann zum Blutspenden entschlossen haben, ohne daß es dabei unmittelbar eine äußere Veranlassung gegeben hätte. Es hat vielmehr den Anschein, als sei ihr Entschluß allmählich gereift. Auf die Äußerung des Interviewers „sie ham aber vorher (vor der Zeit des Blutspendengehens) schon mal dran gedacht (ans Blutspenden) oder ham sie +das schon“ (Absatz 13) antwortet Frau Fritz:

Frau Fritz: ja immer mal+ wieder so (‘) gehört gelesen (‘) könnt das ja auch mal machen (‘) aber bin ich dann immer nich hingegangen irgendwann (2) hab ich’s dann halt mal in Angriff genommen

Sie hat sich also schon längere Zeit mit dem Gedanken getragen, Blutspenden zu gehen, ohne ihn umzusetzen. Bei ihrem Entschluß, das Blutspenden tatsächlich einmal in Angriff zu nehmen, spielte dann auch der Umstand eine Rolle, daß ihre vier Kinder aus dem Hause waren. Sie sagt explizit (in Absatz 12):

Frau Fritz: die vier Kinder waren geboren, und danach sah ich mich (‘) in der Lage Blut zu spenden (I1: mmh) vorher hab ich’s nich gemacht (I1: mmh)

Demnach ist bei ihr allmählich der Gedanke gereift, Blut spenden zu gehen, und eine zeitlang hat sie dann ihre zeitliche Belastung als Mutter von vier Kindern davon abgehalten, den allmählich gereiften Gedanken in die Tat umzusetzen. Zu berücksichtigen ist dabei, daß sie als Mutter von vier Kindern nicht nur wenig Zeit hatte, sondern sich auch noch sagen konnte, daß sie ja durch das Großziehen von vier Kindern schon eine Menge für das Gemeinwohl tut. Dieses Argument ist, nachdem die Kinder alle ausgezogen waren, dann weggefallen, so daß sie sich angesichts der schon vorhandenen Einsicht in die Notwendigkeit des Blutspendens verstärkt aufgerufen fühlen mußte, selbst Blut zu spenden. Bei Herr Piernikarchyk verhielt es sich so:

Interviewer: Mhm und ä (‘) also was hat sie denn warum machen sies überhaupt (‘) also ich mein wie sind sie dazu gekommen (‘) +(P: Ja) gab’s+ da n konkreten Anlaß oder m (‘)

Herr P.: Jiaaa es gab eigentlich n konkreten Anlaß a erst mal daß ich das nicht gemacht habe und zwar ä das is die eine Geschichte die mich also jahrelang davon abgehalten hat (I1: Mhm) meine Frau hatte (‘) in jungen Jahren ä eben auch als aktiver Blutspender ä gedient und war unterwegs gewesen (‘) und is dann an Leukämie gestorben; (‘) (I1: Mhm) ohne ä sagen we mal daß man das so direkt uns mitgeteilt hatte; also es wurde noch von Leukozytose gesprochen und weißen Blutkörperchen bißchen viel im Blut aber (‘) man hat damals ä das is jetzt gute dreißig Jahre her (‘) ä (‘) na ja so n bißchen (‘) das vielleicht versucht zu zu beschönigen (I1:

Mhm) und ä das war natürlich für mich dann so der Anlaß nach dem Motto also das hängt vielleicht auch mit Blutspenden zusammen; (I1: Mhm) (‘) dann hat das ne ganze Weile gedauert und ä dann hab ich letztendlich immer mich dathin beschäftigt [das sie] starb (I1: Mhm) und irgendwann kam ich dann auch zu dem Schluß dat kannet eigentlich nich gewesen sein eigentlich war wäre meine re Reaktion überzogen falsch und ä (I1: Mhm) als i dann ä hier bei der Stadtverwaltung war da wurde dann ürgendwann ma ich weiß gar nich wat wieviel Jahre dat her is mal n Termin eingeee gekündicht vom Roten Kreuz Blutspende und man sollte doch und (‘) un dann hab ich einfach gesacht gut. (‘) gehst mal (‘) probierstet mal (I1: Mhm) (‘) jo und seit dem (‘) wie gesacht geh ich regelmäßig mehr oder weniger; (Absatz 7f.)

Herr Piernikarchyk hat sich also zunächst nicht von seiner Frau zum Blutspenden anregen lassen. Sie ist Blutspenden gegangen, er nicht. Über das Blutspenden seiner Frau und aufgrund ihrer Leukämieerkrankung war er mit dem Thema Blut und Blutspenden schon vertraut, was seinen späteren Entschluß zum Blutspenden schon vorbereitete. Seinen zeitweiligen Vorbehalt gegenüber der Blutspende als möglicher Ursache der Leukämie seiner Frau bringt er auch mit den Ärzten in Verbindung, die seine Frau behandelt haben. Er wirft diesen Ärzten vor, ihm nicht offen gesagt zu haben, was mit seiner Frau los ist und macht das intransparente Verhalten derselben für seinen zeitweiligen diffusen Vorbehalt gegenüber dem Blutspenden mitverantwortlich. Es kommt allerdings auch zum Ausdruck, daß sein Vorbehalt auch mit der Trauer über den Tod seiner Frau zusammenhängt und zu einem wesentlichen Teil auch in dieser Gefühlsdynamik begründet ist. Er hat sich dann irgendwann die mangelnde Begründetheit seines Vorbehalts eingestanden und daraufhin beschlossen, selbst Blutspenden zu gehen.

Schließlich gibt es noch einen Fall, der allem Anschein nach wie selbstverständlich schon als Jugendlicher mit dem Blutspenden begonnen hat, d.h. ohne daß eine persönliche Betroffenheit Ausgangspunkt gewesen wäre, ein Berufswunsch im medizinischen Bereich vorgelegen hätte oder eine nahestehende Person ihm das Blutspenden nahegebracht hätte. Herr Mylzcarek sagt (Absatz 5f.):

Interviewer: und wie sind sie denn überhaupt dazu gekommen Blut zu spenden also

Herr M.: ä ja wie gesacht neunzehnhundert acht und achtzig ä achtzehn neunzehn Jahre alt und ein Freund wir hatten Zeit wir haben das Plakat gesehen (I1: ja) mehr oder weniger aus Langeweile und mit dem Wissen ä (.) das ja nich (.) ä (‘) schädlichste Sache für die Gesellschaft is

(und an späterer Stelle in Absatz 8:)

Herr M.: wie gesacht es war ne spontane Entscheidung wir ham das Plakat gesehen an ner Schule in XXX (I1: ja) und ä (‘) wir sind dann

einfach mal da rein gegangen einfach aus Neugierde auch um zu sehen was da passiert (´) und ja dann im Laufe der Zeit hat sich's dann fortgesetzt ä (´) ich fahr Motorrad (I1: m) und ä is nun mal n bißchen riskanter als spazierengehen (I1: ja) und ä man könnte dann immer mal in den Genuß kommen (´) (I1: mm) ä ne Blutspende zu benötigen (´) (I1: mm) und von daher hab ich dann (´) gesagt ne also kann man ruhig regelmäßig machen

Seine Erwähnung der Zugehörigkeit zur Unfallrisikogruppe der Motorradfahrer bezieht sich auf die Entscheidung, dauerhaft Blut spenden zu gehen und nicht auf das erste Mal. Beim ersten Mal war diese Zugehörigkeit seiner Darstellung zufolge nicht von Belang. Sein Verweis auf die Spontaneität des ersten Blutspendetermins und auf die Neugierde als Antriebsgrund deuten darauf hin, daß er sich der Blutspendepraxis von sich aus in Muße geöffnet hat und mit ihr auseinandergesetzt hat, daß dieses Sich-Öffnen tatsächlich am Anfang seines Blutspendens steht und die Motorradfahrierei dann zur allgemeinen Notwendigkeit des Blutspendens, die ihm angesichts seiner Offenheit bald deutlich geworden sein dürfte, als weiterer, persönlicher Grund hinzutrat, so daß er die schon begonnene Praxis des Blutspendens fortsetzte. Er weist aufschlußreicherweise den Gedanken, Blut spenden zu gehen, weil er auf diese Weise auch für sich als Motorradfahrer vorsorgen kann, klar zurück (Absatz 9f.):

- Interviewer: mm (´) würden sie sagen daß das für sie (´) so entscheidend is daß (´) daß sie selber auch in den Genuß kommen oder ä
- Herr M.: (2) nee nee nee also das ist ä dann schon aus (´) sozialen Beweggründen (´) (I1: mm) äm ich mein es kommt ja immer in den Sommermonaten zur Hauptreisezeit hab ich vor ä erlebt als ich in Süddeutschland gelebt hab ä (´) das zum Beispiel per Radio auch (´) ä Blutspender gesucht werden wenn dann (I1: mm) nen großer (´) Unfall auf der Autobahn war (I1: Ja) und ä (´) ich mein soweit muß es ja gar nicht erst kommen

Die Motorradfahrierei nennt er also nicht, weil die Vorsorge für sich selbst als Motiv seines Blutspendens bei ihm eine Rolle spielte, sondern weil er sich an diesem konkreten Fall, zu dem er als Motorradfahrer einen engen Bezug hat, die allgemeine Notwendigkeit des Blutspendens klar gemacht hat. Das gleiche gilt für die Unfälle auf der Autobahn im Sommer. Er hat sich mit diesen konkreten Fällen auseinandergesetzt und an ihnen die Notwendigkeit eines organisierten Blutspendedienstes und einer breiten Beteiligung der Bevölkerung am Blutspenden erschlossen. Sein eigentliches Antriebsmoment ist ein solidarisches und kein eigennütziges. Aufschlußreich ist wie er eine Beobachtung, die er in einem Dorf in Süddeutschland, in dem er eine zeitlang lebte, gemacht hat, bewertet:

(...) „also wie ich vorhin erwähnt hab ich hab auch mal in Süddeutschland gelebt und da war Blutspenden schon was ganz anderes also (I1: ja) also ich hab in nem

kleinen Dorf gewohnt äm da war Blutspendetermin wirklich nen Happening (I1: ah ja) ä und das war dann auch ne gesellschaftliche Verpflichtung da hin zu gehen (I1: ja) äm (´) und äm ja eigentlich find ich es schade daß es nich mehr Leute machen“ (Absatz 25)

So wie er über das betreffende Dorf spricht, ist er dort nicht geboren worden, ist es nicht seine Heimat. Er ist demnach nicht unter diesen dörflichen Verhältnissen sozialisiert worden, sondern betrachtet sie als etwas ihm zunächst Fremdes. Dazu paßt auch, daß er selbst nicht von einer gesellschaftlichen Verpflichtung zum Blutspenden spricht, obwohl er auf den Mangel an Blutspendern rekurriert. Er beschränkt sich vielmehr darauf, diesen Mangel zu bedauern. Wenn Herr M. zum Zeitpunkt seiner ersten Blutspende im Jahr 1988 19 Jahre alt war, dann ist er zum Zeitpunkt des Interviews im Jahr 2002 34 Jahre. Er gehört damit einer Generation an, die ohnehin unter einem starken Individuierungsdruck steht und fortgeschritten enttraditionalisiert und säkularisiert ist. Das Traditional-Dörfliche, das sich zunehmend auflöst und einer größeren Anonymität weicht – vor allem, wenn es sich um Landstriche im Einzugsbereich einer Großstadt handelt, bei denen häufig in der Stadt Berufstätige auf dem Land wohnen, ohne dort verwurzelt zu sein –, erscheint somit einerseits als Gegenmodell zu ihm selbst, andererseits bewundert er auch die große Beteiligung der Dorfbevölkerung bei Blutspendeterminen. Er selbst verkörpert, so scheint es, den idealen Blutspender modernen Typs, der ohne besondere äußere Einwirkung zur Blutspende geht, weil er vermittelt durch seine Neugierde und Offenheit sich die Notwendigkeit derselben schon in jungen Jahren selbst erschlossen hat.

Der Zeitaspekt des Blutspendens

Bei der Frage, warum die interviewten Spender sich ausgerechnet in Form des Blutspendens für das Gemeinwohl engagieren, kam zutage, daß der Zeitaspekt des Blutspendens für einige Interviewten von besonderer Bedeutung ist. So sagt Herr Thomsen (Absatz 9f.), der sein Blutspenden in der kirchlichen Jugendgruppe begann und dann als Erwachsener fortführte:

Interviewer: sie könnten aber auch andere Dinge machen (´) machen sie das in Fortführung dieser dieser ä also Tradition oder ä hat das n besonderen Grund daß sie speziell Blut spenden (´) auf diese Weise helfen

Herr Thomsen: nee ich glaub das hat son bißchen wat damit zu tun die Fortführung der Tradition weil man das einmal angefangen hat und weil ich da eben weiß äm mit wie gesacht mit wenig Aufwand ich bin ja nun nich der Typ dat geb ich ja offen zu der jetzt bereit wäre dann mehrere Stunden im Monat ich sach mal für irgendwelche solche Dinge zu verwenden (´) dafür hab ich mein Beruf hab mein Familienleben meine Kinder meine Frau äm aber diese eine Stunde eben halt alle drei Monate oder alle vier Monate da weiß ich genau was auf mich zu kommt und (´) weiß daß ich mir da kein Zacken aus der Krone breche ä diesen

Aufwand eben zu betreiben für die (‘) na ja dafür das man eben wie gesacht eben halt damit halt eben Leben retten kann oder zumindest irgendwelchen Menschen helfen (II: mmh mmh)

Die kirchliche Jugendgruppe erklärt, wie er zum Blutspenden gekommen ist, aber nicht, warum er nach der Auflösung dieser Gruppe das Blutspenden fortgesetzt hat. Die Fortsetzung seines Blutspendens scheint zunächst einmal in der Notwendigkeit des Blutspendens begründet zu sein. Darüber hinaus spielt aber auch, wie im hiesigen Interviewausschnitt deutlich wird, der Umstand eine Rolle, daß das Blutspenden zeitlich kein großes Opfer bedeutet, aber gleichwohl wertvoll ist. Daß er das Blutspenden mit dem gemeinwohlbezogenen, ehrenamtlichen Engagement vergleicht, erklärt sich durch die explizite Einführung dieses Themas in der Frage des Interviewers. Dieser Vergleich bringt zutage, daß er das Blutspenden unter anderem deswegen beibehalten hat, weil es zeitlich keinen großen Aufwand kostet. Zu einem gemeinwohlbezogenen, ehrenamtlichen Engagement – das in der Regel zeitlich deutlich aufwendiger wäre – zeigt er sich nicht bereit. Er verweist in diesem Zusammenhang auf seine zeitliche Belastung durch Beruf und Familie und führt letzteres sprachlich auch als etwas an, was in seinem Leben ein gemeinwohlbezogenes, ehrenamtliches Engagement ersetzt. Vergleichbar ist ein gemeinwohlbezogenes, ehrenamtliches Engagement mit Beruf und Familie unter dem Gesichtspunkt des Gemeinwohlbeitrages. Als Familienvater trägt er zur Reproduktion des Gemeinwesens und zur Einlösung des „Generationenvertrages“ bei. Er zieht Kinder groß, die, wenn alles gut geht, einst zu Leistungsträgern in der Gesellschaft werden. In seinem Beruf dürfte er – wenn auch eigeninteressiert im Austausch gegen ein Einkommen – ebenfalls einen Beitrag zum Gemeinwohl leisten. Denn es ist die Regel, daß ein Beruf – wie die Etymologie des Wortes schon andeutet – in einer Tätigkeit besteht, die eine mehr oder weniger allgemein sinnvolle Aufgabe zur Grundlage hat. Herr Thomsen kann also mit einem gewissen Recht einem gemeinwohlbezogenen, ehrenamtlichen Engagement sein zeitaufwendiges Engagement in Familie und Beruf gegenüberstellen, auch wenn letzteres keine unmittelbare Gemeinwohltätigkeit darstellt. Interessant ist nun, daß er in Gestalt des Blutspendens gleichwohl auch unmittelbar etwas für das Gemeinwohl leistet. Dabei ist für ihn offensichtlich von Bedeutung, daß sich das Blutspenden mit seinen Verpflichtungen in Familie und Beruf zeitlich gut vereinbaren läßt. Ganz ähnlich verhält es sich bei Frau Hanssen (Absatz 9f.):

Interviewer: Ja (‘) und äää (‘) ich mein man könnt es gibt ja viele Arten wie man sooo ä für das Gemeinwohl was tun kann was ja die Blutspende nun auch is (‘) warum ausgerechnet Blutspende (.)

Frau Hanssen: weil das die ä Sache is die sich zeitlich am besten so einrichten läßt (II: Ja) ich habe vollen Job hab Familie und ä hab für nichts anderes Zeit +wirklich nicht [lachend]

Interviewer: Ah ja+ (‘) gut ich mein das is ja auch schon hat ja auch n gewissen Zeitaufwand ne, also man muß hier her kommen also +[unverständlich]

Frau Hanssen: Joaa ich arbeite+ in der Stadt (‘) +(I1: Ja) [und]+ für mich
Mittagspause is

Interviewer: Ach so das quasi opfern sie ihre Mittagspause um das dann +ja

Frau Hanssen: Ich+ [opfer] gar nich is [ja] ganz bequem so komm ich
wenigstens raus (lacht)

Auch für Frau Hanssen spielt die zeitliche Vereinbarkeit des Blutspendens mit Beruf und Familie eine wichtige Rolle. Sie kann das Blutspenden bequem neben ihrer Berufstätigkeit in der Mittagspause erledigen. Auch für Herrn Mai, der als Arzt beruflich sicherlich zeitlich stark belastet ist und dessen Beruf auch einen sehr unmittelbaren Gemeinwohlbezug realisiert, ist der vergleichsweise geringe zeitliche Aufwand des Blutspendens von großer Bedeutung. So sagt er:

(...) „grundsätzlich ä geh ich aber Blutspenden weil das so aus meiner Sicht (‘) ja
ne ganz kleine Aktion is um ä auch (‘) was für andere zu tun“ (Absatz 2)

Herr Mais Äußerung bezieht sich natürlich auf den Aufwand des Blutspendens und nicht auf die Bedeutung der Blutspende. Dem vergleichsweise geringen zeitlichen Aufwand des Blutspendens steht gegenüber, was bereits Herr Thomsen hervorgehoben hat: daß man mit der Blutspende, die bislang als Naturalspende durch nichts ersetzbar ist, schwer kranken, hilfsbedürftigen Menschen sehr helfen kann, unter Umständen sogar Leben retten kann. Dieser Umstand steht bei allen zitierten Blutspendern, die auf den geringen Zeitaufwand des Blutspendens verweisen, mindestens implizit im Raum. Auch für Herr Mylzcarek, der anscheinend ohne direkte Einwirkung von Außen aus Muße zum Blutspenden gegangen ist und später dann dabei geblieben ist, ist der geringe zeitliche Aufwand wichtig:

Interviewer: Ja (‘) meine (‘) es gibt ja nun viele (‘) Sachen also sosagen die
man für die das Gemeinwohl tun kann und das is ja schon also ne
Sonderleistung man muß extra hier herkommen man opfert Zeit
(M: ja) ne gewisse Unannehmlichkeit ä also auch hinterher is
man ja wahrscheinlich auch n bißchen in Mitleidenschaft gezogen
auch durch das (‘) äm (.) also warum ausgerechnet jetzt (‘) ä
Blutspenden

Herr M.: ä vielleicht weil’s das weil ich doch so egoistisch bin und (‘) für
mich persönlich das kleinste Übel is (.) (I1: ja) nein also äm (‘)
der Aufwand wie gesacht der Blutspendetermin wo ich
normalerweise jetzt in den letzten Jahren hingegangen bin der is ä
(‘) weiß nich ein Kilometer Luftlinie von meinem Wohn ä ort
entfernt und ä (‘) ich mein von den Zeiten her ist es ja auch so
daß man das irgendwie in den frühen Abendstunden wenn man
vom einkaufen kommt ä noch schnell eben miterledicht (‘) (I1:
mm) ä (‘) also es is für mich bedeutet für mich eigentlich kein
Aufwand (I1: ja) ich seh das dann eher so ä ich krieg da nen paar

belegte Brötchen an dem Abend brauch ich nix zum Abendessen machen also ä da denk ich dann doch sehr (´) praktisch (I1: ja) (Absatz 13f.)

Auch Herr Mylzcarek hebt hervor, wie gut sich das Blutspenden in den Tagesablauf einpassen läßt und wie vergleichsweise gering der zeitliche Aufwand ist. Er scheint zu Beginn seiner Antwort flüchtig an seiner Gemeinwohlorientierung zu zweifeln und mit dem Gedanken zu spielen, hinter seiner Wertschätzung des geringen zeitlichen Aufwands des Blutspendens ein egoistisches Motiv zu sehen, auch wenn er diesen Gedanken dann eindeutig verwirft. An einer späteren Stelle zeigt sich ein dem korrespondierender Anflug von Selbstkritik (Absatz 32f.):

Interviewer: Machen Sie denn noch andere Sachen (´) also die jetzt so (´) für die Allgemeinheit sind explizit (M: ne) (.) also das is dann sosagen dann auch

Herr M.: das is das einzige äh (I1: ja) ich bin weder politisch aktiv noch irgendwie in irgendeinem Verein äm (I1: ja) (´) ä eigentlich leider nich ich mein ich ring da immer von Zeit zu Zeit wieder mit mir (I1: ja) äm nen soziales Engagement zu starten nur mm (´) da bin ich denk ich auch Opfer der Gesell ä der gesellschaftlichen Entwicklung (I1: ja) und daß ich da auf einmal nich mehr so den Hang zu habe ich mein das wenn ich im Bekanntenkreis vom Blutspenden erzähl (´) ä erwähn ich auch immer lobenswert den Einsatz der älteren Damen hier (I1: mm) äm die das wirklich mit sehr viel Elan und engagiert machen (I1: mm) äm (´) beneid ich die Damen auch in irgend ner Art und Weise drum (I1: mm) also (.) äm (.) aber für mich wie gesacht da, konnt ich noch nich bislang über meinen eigenen Schatten springen und ä (I1: ja) (´) ja sozial aktiv werden (I1: hmm)

Blutspenden ist, wie sich zeigt, die einzige freiwillige unmittelbare Gemeinwohltätigkeit Herr Mylzcareks, obwohl er, wie er sagt, immer wieder einen Drang zu einem „sozialen Engagement“ verspürt, das ihm aber, wie schon die andere Stelle gezeigt hat, zeitlich zu aufwendig ist. Im Unterschied zu Herrn Thomsen, der sich in seiner Beschränkung auf das zeitlich wenig aufwendige Blutspenden durch sein Eingebundensein in Familie und Beruf gerechtfertigt sieht, weil darin auch eine Gemeinwohlbindung realisiert wird, nennt Herr Mylzcarek nichts vergleichbares und verspürt statt dessen tendenziell ein schlechtes Gewissen, weil er „nur“ Blut spenden geht und darin nur wenig von seiner Zeit opfert. Darin kommen im Grunde hohe Ansprüche in punkto Gemeinwohlbindung zum Ausdruck. Herr Mylzcarek war, wie er sagt, bis vor kurzem Student (Absatz 35). Es ist daher fraglich, ob er seinen Einstieg in das Berufsleben schon geschafft hat und wahrscheinlich, daß er sich zumindest noch nicht fest beruflich etabliert hat. Der Vollzug der endgültigen Ablösung vom Elternhaus kommt also gerade erst zu einem Abschluß. Es ist auch fraglich, ob er schon eine Familie gegründet hat. Seine biographische Konstellation beschränkt seine Möglichkeiten zu

einem gemeinwohlbezogenen, ehrenamtlichen Engagement. Er ist geradezu dazu verpflichtet, zuerst sein Eigeninteresse derart zu verfolgen, daß er vollständig selbständig wird. Anstatt aber auf seine biographische Konstellation als Hinderungsgrund für ein zeitlich aufwendigeres gemeinwohlbezogenes Engagement zu rekurrieren, bezeichnet er sich selbst als „Opfer der gesellschaftlichen Entwicklung“. Er sieht sich als Opfer in seiner scheinbar egoistischen Beschränkung seines Gemeinwohlangagements auf das zeitlich wenig aufwendige Blutspenden. Die gesellschaftliche Entwicklung, auf die er sich bezieht, ist eine, die dazu geführt haben soll, daß die in der Generation der „älteren Damen“ – dieser Ausdruck kann sich nur auf die älteren ehrenamtlichen Helferinnen bei den Blutspendeterminen beziehen – noch verbreitetere Bereitschaft und Neigung zum ehrenamtlichen Engagement bei ihm wie auch in seiner Generation kaum noch vorhanden sei. Er bedauert diese vermeintliche gesellschaftliche Entwicklung und beneidet die „älteren Damen“ des Blutspendendienstes auch für ihre Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement. Seine eigene, mangelnde Bereitschaft entschuldigt er, indem er sich als „Opfer“ eines gesellschaftlichen Erosionsprozesses darstellt. Es wäre nun vorschnell, dies als Ausrede zu deuten, mit der er sich aus der Verantwortung stiehlt. Denn er führt diese scheinbare Ausrede an, obwohl er immerhin im Unterschied zur Mehrheit der Bevölkerung regelmäßig Blut spenden geht und sich auch in einer biographischen Phase befindet, die er als nachvollziehbaren Grund seines geringeren zeitlichen Engagements unmittelbar für das Gemeinwohl anführen könnte. Die Selbstcharakterisierung als Opfer der gesellschaftlichen Entwicklung scheint vielmehr Ausdruck eines Deutungsmusters zu sein. In diesem Deutungsmuster wird die gesellschaftliche Entwicklung als ein anonymer, schleichender Erosionsprozeß verstanden, der auch Herr Mylczarek erfaßt hat. Daß er nicht auf seine biographische Konstellation als Hintergrundgrund eines zeitlich aufwendigeren Gemeinwohlangagements zurückgreift, legt die Vermutung nahe, daß in dem Deutungsmuster die Eigeninteresseverfolgung nicht als legitimer Grund für eine Beschränkung des gemeinwohlbezogenen Engagements erscheint, selbst dann nicht, wenn die Selbständigkeit bedroht ist oder noch gar nicht vollständig ausgebildet ist. Eine Überprüfung dieser riskanten Hypothese bliebe einer genaueren sequenzanalytischen Rekonstruktion des Interviewmaterials vorbehalten. Sie wirft allgemein die Frage auf, ob die wiederholt in der Öffentlichkeit und in den Sozialwissenschaften vorgetragene Behauptung eines gesellschaftlichen Entsolidarisierungsprozesses möglicherweise vor dem Hintergrund eines solchen Deutungsmusters erfolgt und ob man von diesem Deutungsmuster abgesehen substantiell von einer schleichenden Entsolidarisierung sprechen kann.

Bei Herr Knappmann und Frau Fritz hat sich gezeigt, daß das Blutspenden, obwohl es, wenn es gut organisiert ist, kein großes zeitliches Opfer darstellt, dennoch für einen anderweitig beschäftigten Menschen eine gewisse zeitliche Belastung darstellt, die insbesondere mit der Schwierigkeit der Terminplanung zusammenhängt. So hat Herr Knappmann erst als Rentner mit dem Blutspenden begonnen und Frau Fritz erst, nachdem ihre vier Kinder aus dem Haus waren. In beiden Fällen dürfte auch eine Rolle spielen, daß bei ihnen Tätigkeiten weggefallen

sind, die einen Gemeinwohlbeitrag realisiert haben, so daß die Frage der Gemeinwohlbindung des eigenen Lebens virulent wurde. Das scheint auch bei Frau Metaba der Fall zu sein.¹⁷

Schlußfolgerungen für die Blutspendepraxis

Wenn wir die Ergebnisse dieser kleinen Studie nun zusammenfassen, dann lassen sich für die Praxis des Blutspendens und ihren für ein jeweiliges Gemeinwesen notwendigen Erhalt folgende Schlußfolgerungen ziehen. Das Blutspendenwesen führt als freiwillige Praxis anschaulich die Probleme vor Augen, vor die eine solidarische Praxis unter Bedingungen der Auflösung traditionaler Milieus gestellt wird. Zwar verlieren Faktoren der sozialen Kontrolle und der motivationalen Stützung durch Andere bei den Beweggründen zum Blutspenden nicht völlig an Bedeutung. Aber sie werden doch in einem Maße geschwächt, daß daraus für die Rekrutierung von Blutspendern neue Herausforderungen entstehen, wie bereits die Statistik deutlich vor Augen führt (siehe S. 4). An Bedeutung verlieren insbesondere Formen der sozialen Kontrolle, wie sie mit traditionellen (dörflichen, kirchlichen, milieubezogenen) Vergemeinschaftungen verbunden sind. Dagegen bleibt der Einfluß von Angehörigen, des Freundes- und Bekanntenkreises, also soziologisch ausgedrückt von „konkreten Anderen“, mit denen eine „diffuse Sozialbeziehung“ unterhalten wird, weiterhin groß. Ja, wahrscheinlich ist dieser Einfluß im Zeitalter der „other-direction“ (Riesman 1963) sogar größer anzusetzen als früher. Als neue Herausforderung der Blutspenderrekrutierung ist vor allem zu nennen, die Bürger verstärkt als autonome Subjekte zum Blutspenden gewinnen zu müssen. Und wie schon aus der sehr abgekürzten Auswertung des obigen Interviewmaterials deutlich wird, bedeutet dies, die sachliche Notwendigkeit des Blutspendens und der solidarischen Beteiligung möglichst vieler Bürger an ihr sehr konkret, verbindlich und einsichtsbildend vor Augen führen zu müssen. Manche Bürger werden mit dieser sachlichen Notwendigkeit auf naturwüchsige Weise konfrontiert, etwa als Angehörige von Patienten, denen eine Bluttransfusion gesundheitlich sehr geholfen hat, vielleicht sogar das Leben gerettet hat. Oder sie sind Berufstätige im medizinischen Betrieb. Wieder andere werden von einem nahestehenden Menschen, dem bereits die Notwendigkeit des Blutspendens plastisch vor Augen steht und der bereits Blut spendet, über die bestehende diffuse Sozialbeziehung in die Pflicht genommen, sich mit dem Blutspenden auseinanderzusetzen. Wo jedoch eine solche naturwüchsige Konfrontation über bestehende praktische Beziehungen nicht zustande kommt, besteht für den Blutspendedienst wie auch für die ihn unterhaltende politische Gemeinschaft die Herausforderung darin, Bürger dadurch zum Blutspenden zu gewinnen, daß man ihnen im Rahmen einer Situation der Muße bei vorhandener Bereitschaft zum neugierigen Sich-Öffnen die sachliche Notwendigkeit des Blutspendens prägnant vor Augen führt. Im Prinzip besteht immer auch die Chance, daß sich jemand unter entsprechenden Bedingungen von sich aus neugierig dem Thema Blutspende öffnet und sich dabei die sachliche Notwendigkeit derart

¹⁷ Ähnlich verhält es sich bei der Mutter von Herrn Erdmann, dessen Fallanalyse in unserer Buchpublikation „Gemeinwohl in der Krise? Fallanalysen zur alltäglichen Solidaritätsbereitschaft.“ (2008) enthalten ist. Sie hat sich mit dem Älterwerden ihrer Kinder als Alternative zur Bewährung als Mutter ein stark gemeinwohlbezogenes Bewährungsfeld außerhalb der Familie in einem Familienbildungswerk gesucht und geschaffen.

grundsätzlich erschließt, daß dies erfahrungsbildend wirkt und ihn schließlich auch praktisch durch Verinnerlichung, als intrinsische Motivation, in die Pflicht nimmt. Wie wir sehen konnten, gibt es dann zwar zuweilen auch noch praktische Hinderungsgründe zur tatsächlichen Beteiligung am Blutspenden wie etwa zeitliches Inanspruchgenommensein und eine bereits gestemnte Last eines anderweitigen Gemeinwohlangagements sowie auch charakterliche Schwierigkeiten bei der Selbstdisziplinierung. Aber im Prinzip ist damit der entscheidende motivationale Anker gelegt, und wer einmal auf Basis einer intrinsischen Motivation mit dem Blutspenden angefangen hat, bleibt, so zeigt schon die Statistik (siehe S. 3), dem Blutspendedienst als Stammspender nicht selten lange erhalten. Schon dieser Umstand führt vor Augen, daß die Blutspende ein hohes Bindungspotential in sich birgt, wozu sicherlich ganz wesentlich die Tatsache beiträgt, daß es sich um eine einfache, von jedem zu erbringende Naturalspende handelt, bei welcher der zeitliche Aufwand sehr gering, dafür aber der Nutzen sehr groß ist. Unter Umständen rettet man anderen Menschen sogar das Leben. Mit kaum etwas anderem kann man mit einem derart kleinen Aufwand vergleichbar viel bewirken, zumindest unter den vorherrschenden Bedingungen des notorischen Mangels an Blutspenden. Und um das zu begreifen, muß man nicht studiert haben. Diese solidarische Praxis ist daher zu ihrem Erhalt und Ausbau vor allem darauf angewiesen ist, daß sich genügend Bürger die Notwendigkeit der Blutspende, den notorisch bestehenden Mangel und die Notwendigkeit einer Beteiligung möglichst vieler an ihr in einer initialen Erkenntnis zu eigen machen.

Frankfurt am Main, Januar 2009

Bibliographie

- DRK-Blutspendedienst NRW (Hrsg) (2002): *50 Jahre DRK-Blutspendedienst Nordrhein-Westfalen*. Hagen: DRK-Blutspendedienst NRW.
- Franzmann, Manuel & Christian Pawlytta (2008): *Gemeinwohl in der Krise? Fallanalysen zur alltäglichen Solidaritätsbereitschaft*. 1. Aufl. (Forschungsbeiträge aus der Objektiven Hermeneutik, Bd. 10). Frankfurt am Main: Humanities Online.
- Riesman, David (1963): *The Lonely Crowd. A study of the changing American character*. New Haven, London: Yale University Press.
- Stark, Rodney (1997): *The Rise of Christianity. How the Obscure, Marginal Jesus Movement Became the Dominant Religious Force in the Western World in a Few Centuries*. San Francisco: HarperSanFrancisco.
- Stark, Rodney & Roger Finke (2000): *Acts of Faith. Explaining the Human Side of Religion*. Berkeley: University of California Press.